Türkheimer Heimatblätter

Nummer 12 Dezember 1972 2. Jahrgang

Altes heimatliches Brauchtum in der Advents- und Weihnachtszeit

Mit dem ersten Adventsonntag begann die vorweihnachtliche Zeit. An den vier Sonntagen vor Weihnachten wurden ehemals um 5 Uhr früh, noch in tiefer winterlicher Nacht die Roratemesse oder das Engelamt gehalten. Um 1900 legte man den Beginn der Adventfrühmesse auf 6 Uhr und zwei Jahrzehnte später auf 7 Uhr.

Der Roratemesse nicht beiwohnen war früher undenkbar. Ein Kind, das man nicht dazu weckte, war tief gekränkt. Vor jedem Kind brannte auf der Bank ein Kerzlein. Auch in den Bänken der Erwachsenen stand der entzündete Wachsstock und besonders auf den Bänken der Burschen auf der Porkirch (Empore) flackerten die Kerzen. Daß damit die Kirchenbänke stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, ist verständlich. Verbote wurden nur zeitweise beachtet. Die alten Türkheimer wissen noch um die angebrannten Kirchenbänke im Chor und auf der Empore, die man erst vor ein paar Jahrzehnte erneuerte.

Da es vor 1915 noch keine elektrische Kirchenbeleuchtung gab und der Chor wohl von dem vielkerzigen Lüster, das Kirchenschiff aber nur von wenigen Kerzen an den Pfeilern beleuchtet war, sahen die flackernden Kerzlein auf den Kirchenbänken fast gespenstisch aus.

Bei den Roratemessen erfüllte der Volksgesang den weiten Kirchenraum. Beim alten Adventslied "Tauet Himmel..." vernahm man kaum mehr den Klang der vollen Orgel.

Überreich war das weltliche Brauchtum in der Adventszeit. Es begann mit dem Barbaratag, der auf den 4. Dez. fällt. Früher hieß er in unserer Gegend: "Barbara, wirf die letzte Garb ra!" Das sollte heißen, das am Barbaratag ausgedroschen sein mußte. Wer damit noch nicht fertig war, wurde auf verschiedene Weise gefoppt. Man wachte eifersüchtig über den Nachbarn, damit man dort nicht zuerst den letzten Flegelschlag ausführte. In frühester Zeit soll man dem "Nachhinkenden" eine Strohpuppe in die Tenne geworfen haben.

Das Ausdreschen war auch mit einem anderen Brauch verbunden. Wenn die letzte Garbe angelegt war, hatte man auf einen Wink des Bauern zu achten. Tat man danach noch einen Flegelschlag, hatte man unter dem Gelächter der Drescher zu leiden und erhielt dazu noch einen Spottnamen.

Man war heilfroh, wenn das Dreschen vorüber war, denn es war keine leichte Arbeit. Deswegen sagte man auch: "Jatzt ka dr Buggl mea amaul kruaba!"
Bei den meisten Bauern hielt man nach dem Ausdreschen die Flegelhänke mit einer reichli-

chen Mahlzeit und einem Trunk für die Drescher.

Wie in vielen Häusern noch heute steckt man am Barbartag Zweige von Weichseln, Kirsch, Weiß- und Schlehdorn und auch von Roßkastanien in ein Wassergefäß und stellte es in die um diese Zeit schon ständig geheizte Stube. Die Zweige trieben gewöhnlich auf Weihnachten Blüten. Darüber freute man sich, da man damals im Dezember keinerlei Blüten oder Blumen kannte.

Seit der Jahrhundertwende war in den ersten Dezembertagen ein besonderer Anziehungspunkt für die Kinder das nördliche Schaufenster von Konditor Rogg, wo eine Woche vor dem Klausentag eine durch einen Mechanismus ständig mit dem Kopf nickende Figur des Bischofs Nikolaus ausgestellt war. Das Fenster war in der schulfreien Zeit von einer Vielzahl von Kindern umlagert.

Der Klausentag, der Tag des hl. Bischofs Nikolaus (6. Dez.) war früher ein Halbfeiertag. Am Vorabend wurden schon in alter Zeit Kinder und Dienstboten beschenkt. Warmes Winterzeug, bes. Strümpfe und Handschuhe bildeten die allgemeinen Geschenke. (Bis vor 70 Jahren kannte man die Bescherung zu Weihnachten noch nicht). Gleichfalls war vor 1880 die Darstellung des guten und frommen Bischofs Nikolaus und seines bösen und gefürchteten Knechtes Rupprecht noch unbekannt. Es gab jedoch schon seit ältesten Zeiten eine dem letzteren ähnliche Gestalt, die man nur im Schwäbischen Nikolaus oder kurz Klaus nannte, in anderen Gegenden jedoch verschiedene Namen trug.

Der Klaus war landschaftlich verschieden gekleidet. Doch führte er schon immer Ruten, Ketten und Säcke mit sich und trug in unserer Gegend grobe Stiefel, einen schweren Pelzmantel und hatte das Gesicht mit einem Wergbart vermummt. Meist hatten die "Klausen" auch Schellen von Schlittengeschirren umgehängt. Wenn sich der Klaus einem Haus näherte, rasselte er furchterregend an den Stubenläden, hinter denen die Kinder zitterten und bangten. Nachdem er auch an der Haustür einen Höllenlärm geschlagen hatte, wurde ihm geöffnet. Die Kinder mußten früher besonders aus dem Katechismus aufsagen und die Eltern wurden über den Gehorsam ihrer Sprößlinge befragt. Da man sich nicht scheute, die Mängel und Untugenden der Kinder deutlich auszusprechen, erfolgte eine donnernde Strafpredigt. (Die dabei von den Kindern abgegebenen Versprechen waren bald wieder vergessen.) Unter Kettengerassel schüttete der "Klaus" dann aus einem Sack Obst, Nüsse und Lebzelten auf den Stubenboden, wo sich die Kinder darum balgten. Man erzählte früher den neugierigen Kinder, daß die Lebzelten auf dem Kirchturm oder im Glockenhaus der Pfarrkirche gebacken wurden. Die uralte Sitte, den Kindern den "Klaus" zu schicken, die ehemals aus dem Brauchtum der vorweihnachtlichen Zeit nicht wegzudenken war, ist heute schon von Vielen verpönt, da sie zu Erziehungszwecken ungeeignet, ja sogar schädlich bezeichnet wird.

Der Tag Maria Empfängnis (8. Dez.) wurde wie alle anderen Marienfeste des Jahres als kirchlicher Feiertag begangen.

In die Tage nach Maria Empfängnis fiel ehemals der erste Klopferstag. Über diesen bis in die vorchristliche Zeit reichenden Brauch des "Klopfens", der bis gegen 1900 an den drei Donnerstagen vor Weihnachten, dann bis 1910 noch am letzten Donnerstag vor dem Christfest durchgeführt wurde, erzählten wir in der Dezemberausgabe 1971.

Hier ist noch eine, in der Adventsoktav schon seit frühester Zeit in der Kapuzinerkirche gehaltene Andachtsübung, die man "Stearakröala" (Sternkrönlein) nannte, zu erwähnen. Bei ihr war das Allerheiligste ausgesetzt und der Kirchenchor der Dominikanerinnen sang adventliche Lieder.

Mit der fortschreitenden Adventszeit begann man auch schon mit den weihnachtlichen Vorbereitungen. Im Vordergrund stand der Krippenbau, den man heimlich vor den kleinen Kindern am späten Abend betrieb. Da wurde geleimt und geklebt, geschnitzt und ausgesägt und der Krippenberg erneuert. Bevor es zuschneite, wurde das Moos und das Daas (Tannenzweige) aus dem Walde geholt. Dann füllte man mit Moos den Zwischenraum von Fenster und Winterfenster aus und schmückte ihn mit ausgesägten oder geschnitzten Figuren. Da schauten aus dem Fenster oft die wunderlichsten Gestalten und Gebilde, Haustiere, Soldaten und Krippenfiguren.

Der Thomastag (21.12.) war der letzte Halbfeiertag vor Weihnachten. Das Brauchtum der Thomasnacht stand dem abergläubischen Treiben der Andreasnacht keineswegs nach. Es wurde wie letztere von der Zukunftsfragerei beherrscht.

Ein paar Tage vor Weihnachten holte man aus dem Walde noch den Christbaum, jedoch nicht immer aus dem eigenen Waldteil, denn da reu-

ten die Bauern ihre schöngewachsenen Bäume.

Nach der Errichtung einer Kinderbewahranstalt um 1895 wurde dort alljährlich am Sonntag vor dem Christfest ein Weihnachtsspiel durch die Kleinen aufgeführt, das gut besucht war und reichen Beifall fand. Zur Bescherung trugen die Türkheimer Geschäftsleute vieles bei.

Der Herausgeber erinnert sich eines Weihnachtsspieles im Kriegsjahr 1915, bei dem eine Anzahl Buben mit Papierhelmen in verschiedenen Farben und mit hölzernen Säbeln die damaligen "Feinde" Deutschlands und ein weiterer einen Deutschen darstellte. In dem Spiel besiegte der Deutsche natürlich alle.

In den Bauerhäusern schlachtete man erst an den Vortagen des Festes. An ärmere Nachbarn, Ortsarme, Tagwerker und Hirten schickte man ein "Schlachtet" (Kesselsuppe mit Fleisch). Der Vorabend des Weihnachtsfestes, der 24. Dez. war noch bis in unsere Zeit strenger Fasttag. Erst nach der mitternächtlichen Mette durften Fleischspeisen verzehrt werden. Da gab es meist dampfende Blut- und Leberwürste.

Der Christmesse blieb kaum jemand fern. Von den Mühlen, den Gernhöfen, von Schönbrunn und dem Hardt kamen die Leute mit den Schlitten. Die Pferde stellte man in die Gaststallungen der Wirtshäuser.

In der Klosterkirche der Kapuziner wurde gewöhnlich auch eine Christmette gehalten. Auch in der Berger Wendelins-Kapelle hielt ein Kapuziner, um den Bewohner des Weilers den Weg nach Türkheim zu ersparen, über lange Jahre eine eigene Mitternachtsmesse.

Den Weihnachtstag beging man, wie noch heute, hochfeierlich; zählte er doch zu den höchsten Feiertagen des Kirchenjahres. Weihnachten war auch schon immer ein Fest der Familie. Vergnügungen durften früher nicht abgehalten werden. Die Weihnachtsfeiern mit den Christbaumversteigerungen und musikalischen Unterhaltungen kamen erst mit der Gründung der Vereine um 1890 auf. Ihr besonderer Sinn war "die Vereinskassen zu füllen".

Daß an den Weihnachtstagen auch der Tisch reich gedeckt war, ist wohl verständlich. Da kam aus der Küche mancher Leckerbissen, den es während des Jahres nicht gab. In der Weihnachtswoche kam neben dem begehrten Weißbrot auch das beliebte "Biarabrot" (Hutzelbrot) auf den Bauerntisch.

Die Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig nannte man früher die zwölf heiligen Nächte. Das Wetter dieser zwölf Tage wurde als Voraussage für das Wetter der zwölf Monate des kommenden Jahres angesehen.

Die sich auf die Weihnachtszeit beziehenden Wetterregeln brachten einmütig zum Ausdruck, daß an Weihnachten auch reichlich Schnee liegen soll. Man sagte: "Weiße Weihnächta, greane Oaschtra; greane Weihnächta, weiße Oaschtra!" Oder es hieß: "Weihnächta im Schnea, Oaschtra im Klea!" Man meinte auch: "Winterats it, nau sommerats it!" Das mochte wohl heißen: Ein später Winterbeginn verzögert auch den Anfang des Sommers.

Vom ersten Weihnachtstag bis Dreikönig stand in der Mitte des Pfarrkirchenchores eine originalgroße Futterkrippe mit einem lebensgroßen wächsernen, auf Stroh gebetteten Jesuskind zur Verehrung. In eine Schale in der Krippe legte man eine Opfergabe. Nach pfarrlichen Aufzeichnungen "fielen" alljährlich ansehnliche Beträge. In den Heiligenrechnungen des 18. Jahrhunderts erscheinen wiederholte Ausgaben für den Wachszieher für Ausbesserung oder Neubeschaffung des Jesuskindes.

Der dem Christtag folgende Stephanstag war schon immer ein "gebotener Feiertag". Der Tag St. Johanni und der Unschuldige Kindleins-Tag waren kirchliche Halbfeiertage. Die bäuerliche Arbeit beschränkte sich über die ganze Weihnachtszeit fast ausschließlich auf die Versorgung des Viehes. Nach mündlichen Überlieferungen gab es früher wenige Jahre, an denen bis Weihnachten kein Schnee fiel. Der Herausgeber der Heimatblätter erinnert sich noch gut, daß es vor rund fünfzig Jahren meist schon um die Mitte des Christmonats "zuschneite" und der Schnee selten vor Ende Februar ging.

Um die Weihnachtszeit herrschte oft schon klirrende Kälte. Da standen in den Wirtsgärten die vollen Eisgalgen, die in der Wintersonne wie ein kristallenes Wunder schimmerten. Da sägte man manchmal schon aus den Weihern die starken Eisplatten für die Eiskeller der Brauereien und Gasthöfe.
Der Sylvestertag galt als angenommener Feiertag. Im Pfarrurbarium von 1780 heißt es: "An diesem Tag wird auf Ansuchen der allhiesigen löblichen Gemeind ein Lobamt um Gott für alle solches Jahr hindurch erzaigte Wohltat und Gnad zu danken, gehalten". Bei diesem Lobamt hielt der Pfarrer in seiner Predigt gewöhnlich einen Jahresüberblick mit Kritik an Übelständen, besonders wegen Geburten lediger Kinder. Diese Rügen führten oft zu Unstimmig-

keiten zwischen den Betroffenen und dem Pfarrer. Der Neujahrstag, in alten Kalendern "Tag der schmerzhaften Beschneidung Christi" bezeichnet, war schon immer ein Feiertag. Am frühen Morgen des Tages wünschten die Kinder den Eltern: "A guats, a gsonds und a glückseligs Nuis Jauhr !" Sie übergaben einen in der Schule abgefaßten Neujahrsbrief mit dem die Wünsche auch schriftlich ausgedrückt wurden und der viele (selten eingehaltene) Versprechen enthielten. Danach liefen sie eilig zu Nachbarn und Verwandten, zu Dodd und Doddla (Pate und Patin), zu Vetter und Bäs (Base), wo sie für ihren Neujahrswunsch ein Stück Hutzelbrot, eine Lebzelten oder auch ein Geldstück erhielten. Um 1890 sagten die Kinder noch einen Spruch: "A guats Jauhr, a guats Jauhr, daß s Koara au kraut, und daß ma Äpfl und Biara gnua haut!"

Die Erwachsenen wünschen sich auf dem Kirchweg, die Männer nach dem Gottesdienst vor der Kirche, im Wirtshaus oder beim "Hoigata" ein Jahr ohne Viehseuchen, Hagelschlag und Brandunglück, ohne Krankheit und Streitfälle. "Ma muaß s' halt nemma wias kommt", sagte man darauf. Doch sicherte man sich auch gegenseitige Hilfe zu. "Kommscht, wenn d' eppas brauchscht, ma hilft wo ma helfa ka!" Das war ein ehrliches Anerbieten, das die heutige Zeit nicht mehr kennt.

Um die letzte Jahrhundertwende ging man dazu über, mit einem Beitrag an die gemeindliche Armenkasse sich in eine im Rathaus aufliegende Glückwunschliste einzutragen, die im "Lokalblättle", dem Türkheimer Anzeiger veröffentlicht wurde. An dieser formlosen Glückwunschübermittlung beteiligten sich noch über den ersten Weltkrieg hinaus die Beamten, die Geschäftsleute, die wohlhabenden Bürger und ein paar "Herrenbauern".

In den Tagen zwischen Neujahr und Dreikönig schickten die Handwerker, der Schmied, der Wagner, der Sattler und der Schuster die Jahresrechnung ins Bauernhaus. Da bei den Kleinbauern das Geld "fäsig" war, mußten die Lehrbuben den Weg zu ihnen oft mehrmals machen.

Am Vortag des Dreikönigfestes war die übliche Weihe des Dreikönigswassers, der Kreide und des Weihrauches. Der Dreikönigstag, das Hauptfest der um 1683 von Herzog Max Philipp eingeführten Corpus-Christi-Bruderschaft wird in alten Pfarrakten als "hochfeierlicher Tag" bezeichnet. Beim vormittägigen Gottesdienst staunten einstmals die Kinder, wenn nach dem Dreikönigsevangelium die Sakristeitüre aufging und drei Buben mit prunkvollen Gewändern und glitzernden Kronen auf dem Haupt heraustraten. (Die Pfarrakten des 18. Jahrhunderts weisen mehrmals Ausgaben für die "Neuermachung der Dreikönigsmäntel" auf.) Wenn der letzte von ihnen, der ein geschwärz-tes Gesicht hatte, herauskam, ging ein Raunen durch die Kinderbänke und manchem Buben entfuhr halblaut der Ausspruch: "Dr Mohr, dr Mohr!" Einer der Buben trug einen Stab, auf dem ein flimmernder Schweifstern angebracht war. Die anderen trugen Kästchen mit Gaben, die an die Geschenke der hl. Drei Könige erinnern sollten. Der schöne Brauch muß um 1870, in der Zeit der Beseitigung der barocken Kircheneinrichtung, abgekommen sein. Nach mündlichen Überlieferungen lebte der Brauch um 1885 noch einmal auf, wurde aber schon nach wenigen Jahren wegen Mißbrauches wieder abgeschafft. Die Buben trugen hier nur weiße Hemden über dem Gewand und Kronen aus Goldpapier. Das alte kirchliche Dreikönigslied "Die hl. Drei Könige mit ihrem Stern, die suchen den Heiland und hätten ihn gern" wurde bald in einen weltlichen Text gefaßt.

In den Tagen um Dreikönig zogen die Türkheimer Kapuziner von Haus zu Haus, um mit geweihter Kreide an allen Türen das Zeichen der hl. Dreikönige C + M + B (später K +M + B) mit der jeweiligen Jahreszahl anzuschreiben. Sie erhielten dafür ein Geldgeschenk.

Mit dem Dreikönigstag schließt sich der Weihnachtskreis. Die Zeit der Wunder und Geheimnisse, die lieblichste Zeit des Jahres, wie sie in unzähligen Dichtungen bezeichnet wird, findet mit diesem Tag seine herkömmliche Begrenzung.

Herausgeber Hans Ruf / Fotodruck J. Huber

12/72 Altes heimatliches Brauchtum in der Advents- und Weihnachtszeit